



Wladimir Putin und Donald Trump. Pfarrer Schmid drückt es so aus: „Diese verrückten Präsidenten und ihre angeblich männlichen Muskelspiele sind eine echte Gefahr.“

Es ist Viertel nach sieben, als Schmid an seinem Kreisverkehr Gesellschaft bekommt. Susan und John kommen aus dem Lager der Demonstranten auf der anderen Straßenseite spaziert, zwei ergraute Amerikaner, sie wortkarg und aus Kalifornien, er redselig und aus Wisconsin. Beide bevorzugen andere Demonstrationsmittel als Pfarrer Schmid. Zusammen kommen sie auf zehn Jahre in amerikanischen Gefängnissen. John kann lange davon berichten, wie sich er und ein Gleichgesinnter Anzüge anzogen und in ein Unternehmen spazierten, das einen Prototyp zur Steuerung von Atom-U-Booten hergestellt hatte, und wie sie diesen Prototyp dann mit dem Hammer zertrümmerten und mit Blut beschmierten. Dass ihn der Richter dafür nicht ins Gefängnis geschickt hat, wundert John bis heute. Einsitzen musste er wegen kleiner Vergehen, Sitzblockaden, Hausfriedensbruch, Krawall.

Auch in den Fliegerhost Büchel sind John und Susan eingedrungen. Vor einigen Wochen zusammen mit sechzehn anderen Aktivisten und im Jahr davor auch schon. Im vergangenen Jahr, so erzählt es John, seien zweieinhalb Stunden vergangen, bis man sie dann nachts um halb zwei auf einem Bombendepot entdeckt habe. Die Soldaten, die amerikanischen wie die deutschen, seien recht freundlich gewesen. Warum John für solche Aktionen extra aus den

Vereinigten Staaten anreist? „Education“ sagt er und meint damit, dass man die Deutschen aufklären müsse, von denen viele gar nichts von den Bomben wüssten. Für heute belassen es John und Susan jedoch bei einer theoretischen Lektion. Sie rammen Pflöcke in die Erde am Kreisverkehr und befestigen ein Banner daran: „U.S. H-Bombs out of Germany“. Dann gehen sie zurück ins Lager, erst mal Kaffee trinken.

Das Lager mit Blick auf weidende Kühe besteht aus einer Handvoll Wohnwagen, noch mal so viel Zelten und jeder Menge Spruchbänder und Regenbogenfahnen. Bis zu achtzig Leute haben hier zuletzt gezeltet, gerade ist neben John, Susan und Rainer Schmid aber nur Marion Küpker da, und das ist sie eigentlich immer. Ihre freien Tage bringt Küpker, 54 Jahre alt und vom Friedensverein DFG-VK, in ihrer Heimatstadt Hamburg, ansonsten ist sie damit beschäftigt, den abwechselnden Protest von mehreren Dutzend Organisationen zu koordinieren. Wobei das ihre Tätigkeit nur unzureichend beschreibt, denn als neulich die Aktivisten um John und Susan an fünf Stellen durch den Zaun brachen, da war sie auch mit dabei. „Wir versuchen hier schon, den Betrieb erheblich zu stören“, sagt sie und meint damit unter anderem regelmäßige Sitzblockaden vor den Zugangstoren.

Wie für die anderen hier ist für Marion Küpker völlig klar, warum das notwendig ist, schon allein weil Deutschland mit der Beherbergung der amerikanischen Bomben

den Atomwaffensperrvertrag breche (was man juristisch allerdings auch anders sehen kann). Und wie die anderen hier kann Küpker den klassischen Lehren der Abschreckungstheorie nichts abgewinnen. Hat nicht das Gleichgewicht des Schreckens zwischen Russland und den Vereinigten Staaten dazu geführt, dass aus einem kalten nie ein heißer Konflikt wurde? Küpker verweist auf Missverständnisse, die in jener Zeit fast zum Atomkrieg geführt hätten. Aber zeigt sich nicht gerade wieder, dass die schiere Möglichkeit der gegenseitigen atomaren Auslöschung Putin davon abhält, seinen Arm zu weit nach Westen auszustrecken? Daran glaube sie nicht, sagt Küpker, weil der Einsatz von Nuklearwaffen zwangsläufig zu internationaler Ächtung führen würde, weshalb eine Drohung damit unglaubwürdig sei. Aber wie können Atomwaffen gleichzeitig nutzlos und gefährlich sein? Weil die Launen Trumps unberechenbar seien, weil auch bei der Wartung ein Unglück passieren könne, weil ein Ort wie Büchel durch die Bomben zum potentiellen Angriffsziel werde. Küpker ist sich sicher: „Wir erweisen der Bevölkerung hier einen Riesendienst.“

### Der Fliegerhorst ist ein großer Arbeitgeber

In Büchel, dem Ort mit gut tausend Einwohnern, der wenige Fahrminuten vom Haupttor des Fliegerhorsts entfernt liegt und der sich bis auf den ohrenbetäubenden Lärm der vorbeifliegenden Tornados nicht von anderen Dörfern unterscheidet, sieht das allerdings nicht jeder so. Inken Koca, die Wirtin der Pizzeria am Ortseingang, meint sogar, dass die allermeisten hier wie sie denken: In Büchel seien die



Atombomben kein Thema, wenn nicht gerade wieder die störenden Demonstranten da seien. Ein paar Transparente seien ja kein Problem, aber die permanenten Staus auf der Landstraße wegen der Blockaden, das gehe gar nicht. Die Leute sollten doch bei sich zu Hause demonstrieren oder in Berlin oder gleich in Moskau oder Teheran. Oder noch besser, sie sollten was für Alte tun oder für Flüchtlinge, das wäre wenigstens sinnvoll.

Es gibt freilich auch in der Gegend Friedensaktivisten, allen voran Elke Koller, die vor vielen Jahren aus Norddeutschland in einen Nachbarort von Büchel gezogen ist und seit den Neunzigern gegen die Bomben mobilmacht. Erst im Frühjahr hat das Bundesverfassungsgericht ihre Verfassungsbeschwerde gegen deren Stationierung als unzulässig abgewiesen. Nicht alle in Büchel sind gut auf Koller zu sprechen. Denn unabhängig davon, ob die Leute nun Verfechter der nuklearen Teilhabe sind oder nicht, ist eine Sorge weit verbreitet: dass mit den Bomben der ganze Fliegerhorst verschwinden könnte. Eine Frau drückt es so aus: „Das mit den Atombomben mag ja Mist sein, aber ohne das ganze Drumherum würde es hier schon anders aussehen.“ Der Fliegerhorst und die Soldaten, erzählen viele Bücheler, hätten ihren Ort geprägt. Und man dürfte nicht vergessen, dass er ein großer Arbeitgeber sei, auch für Zivilisten.

Im Aktivistenlager hört man solche Argumente nicht gern. „Das wäre, als hätte mein Großvater gesagt, er habe, um seine Familie durchzubringen, im Massenvernichtungslager arbeiten müssen“, sagt Marion Küpker. Es ist inzwischen Nachmittag geworden, der Tag ist ruhig geblieben. Küpker hat Bürokratie erledigt, Susan und John haben an drei mannshohen hölzernen Peace-Zeichen gewerkelt. Zwischenzeitlich ist ein dritter Amerikaner aufgeschlagen. Victor heißt er, und er war als Soldat in Vietnam. Nun ist er ein buddhistischer Friedensaktivist, der unter tibetischen Gebetsfahnen im Schatten eines Baumes vor dem Fliegerhorst sitzt. Ihm gegenüber hat Pfarrer Rainer Schmid wieder seinen Posten am Kreisverkehr bezogen, pünktlich zum Feierabendverkehr. Wie Perlen auf einer Schnur kommen die Autos aus dem Stützpunkt. Rechts von sich sehen die Soldaten Victor, den buddhistischen Gläubigen aus Kalifornien, links von sich Rainer Schmid, den Geistlichen aus Schwaben. Manche lächeln, manche schütteln den Kopf. Die meisten ignorieren sie. ■



Was sich auf dem Fliegerhorst Büchel abspielt, lässt sich von außen nicht erkennen. Marion Küpker hat sich aber schon reingeschlichen.